

# Journalistenpreis 2006



druckmedien + hörfunk + web + fotografie + film



der Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und  
Darlehnskassen in Rheinland und Westfalen  
[www.vr-journalistenpreis.de](http://www.vr-journalistenpreis.de)

# Journalistenpreis 2006

Der Journalistenpreis 2006 würdigt herausragende journalistische Beiträge in Bild, Wort und Ton, die das Thema „**Wirtschaft vor Ort**“ in seiner regionalen Bedeutung der Öffentlichkeit näherbringen.

Der Preis wird jährlich ausgeschrieben von den Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen in Rheinland und Westfalen.

Rheinisch-Westfälischer  
Genossenschaftsverband e.V.  
Pressestelle  
Dr. Thorsten Weiland  
Mecklenbecker Straße 235-239  
48163 Münster

Telefon: 0251/71 86-1 43  
Fax: 0251/71 86-285  
E-Mail: [presse@rwgv.de](mailto:presse@rwgv.de)  
Internet: [www.vr-journalistenpreis.de](http://www.vr-journalistenpreis.de)

# INHALT

- 05 Michael Konken  
*Bundesvorsitzender des  
Deutschen Journalistenverbands e. V.*  
**Grußwort**
- 07 Dr. Ulrich Bittihn und Horst Schreiber  
*Vorsitzende des Fachausschusses Marketing der  
Kreditgenossenschaften in Rheinland und Westfalen*  
**Vorwort**
- 08 Jörg Homering-Elsner  
**Made in Neuenkirchen**  
*Münsterländische Volkszeitung*
- 10 Ulrich Friske, Dr. Nina Grunsky, Joachim Karpa,  
Gerd Lorenzen und Bodo Zapp  
**Weltklasse aus Südwestfalen**  
*Westfalenpost*
- 12 Claudia Fischer und Silvia Bose  
Serie: **EinEuroJobs**  
*Westdeutscher Rundfunk*
- 14 Philipp Ostrop  
**Hochmut und ein tiefer Fall**  
*Ruhr Nachrichten*
- 18 Hanns-Bruno Kammertöns  
**Sag beim Abschied leise Amen**  
*DIE ZEIT*
- 28 Mathias Irle  
**Jenseit des Tellerrands**  
*brand eins*
- 34 SONDERPREIS  
Nikolaus Nützel  
**Alleine gegen den Strom – Ein Besuch bei  
Deutschlands kleinster Bank**  
*Bayerischer Rundfunk*
- 36 SONDERPREIS  
Torsten Strauß und Uta Tschakert  
Magazin **initiativ**  
*Verlag Matthias Ess*



# Grußwort

**Bergauf und bergab geht es in der Wirtschaft, mal schneller mal langsamer.** Das gilt sowohl für die Weltwirtschaft als auch für die Wirtschaft vor Ort. Dokumentiert und analysiert wird das eine wie das andere von den Kolleginnen und Kollegen in den Wirtschaftsredaktionen der Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunksender. Aktuell, informativ und immer auf der Höhe des Geschehens muss die Berichterstattung sein, um den Ansprüchen der Leser, Zuschauer und Hörer gerecht zu werden. Denn Aktienkurse verändern sich schnell und die Halbwertszeit der News scheint immer kürzer zu werden. Eine spannende, wenngleich nicht immer leichte Aufgabe, die wir Journalisten da zu erfüllen haben.

Zeitdruck spielt leider auch in den Wirtschaftsredaktionen zunehmend eine Rolle. Die zahlreichen Pressemitteilungen der Unternehmen, die den Redakteuren tagtäglich in die Hände oder meist in den E-Mail-Eingang fallen, sind verlockend. Als erste Informationsquelle sind sie geeignet, eine gründliche Recherche aber können und dürfen sie nicht ersetzen. Doch für Recherche braucht man Zeit – ein kostbares Gut in Zeiten, in denen Profitsteigerung und Kostensenkung das Denken vieler Verleger und Senderchefs beherrschen. Auch im Rheinland und in Westfalen führte dieses Denken in den vergangenen Monaten immer wieder zu fragwürdigen Aktionen der Arbeitgeber: Die Freistellung einer ganzen Redaktion und der Ausstieg eines Senders aus den Tarifverhandlungen und damit dem Tarifvertrag sind nur zwei Beispiele.

Doch Investitionen in seine Redaktionen, in die Journalisten und die Recherche lohnen sich. Das kann man den Arbeitgebern gar nicht oft genug sagen. Wie spannend die Ergebnisse von Recherche gerade auch im regionalen und lokalen Raum sein können, beweisen die Beiträge der diesjährigen Preisträger des Journalistenpreises „Wirtschaft vor Ort“ 2006. Wir können nur hoffen, dass wieder mehr Arbeitgeber den Wert von solch qualitativ hochwertigem Journalismus auch für ihre eigenen Blätter und Programme erkennen. Denn Talent, Fleiß und Hartnäckigkeit der Journalisten sind zwar die Basis für preiswürdige Beiträge – bedürfen aber auch der notwendigen Unterstützung durch die Arbeit- und Auftraggeber.

Michael Konken  
Bundesvorsitzender des  
Deutschen Journalisten-Verbands e. V. (DJV)



# Vorwort

**Wirtschaftsberichterstattung erlebt eine Renaissance.** So hat das Handelsblatt längst seine täglich beigelegte „Finanzzeitung“ etabliert und auch die WAZ räumt seit Neuestem ihrer Rubrik „Wirtschaft“ nicht nur mehr Raum, sondern zugleich eine exponierte Stellung im Blatt ein. Die aktuellen Börsen-News haben trotz Kursverfall und Rezession noch immer einen eigenen Platz in den Nachrichten. Und auch das fast inflationäre Sterben von scheinbar fest in der Leserschaft verankerten Wirtschafts-Titeln ist vorbei. So lauten die Schlagzeilen aus dem Hause Gruner & Jahr nicht mehr: „Wirtschaftsmagazin ‚BIZZ‘ eingestellt“ - sondern: „Break-Even bei ‚Financial Times Deutschland‘ zum Greifen nah“.

Das ermutigt – die Medienmacher, aber auch die Leserinnen und Leser. Denn in Zeiten von „Wikipedia“ und Blogging-Boom, in denen sich jedermann Wissen und Wahrheit selbst definieren kann, braucht es hintergründige Informationen, harte Fakten und klare Analysen. Die Preisträgerinnen und Preisträger des diesjährigen Journalistenpreises der Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen in Rheinland und Westfalen haben sich genau dies auf die Fahne geschrieben. Ob Fernsehen, Hörfunk oder Print: Mit Mut, Ausdauer und handwerklichem Geschick haben die ausgezeichneten Journalistinnen und Journalisten die Jury überzeugt. Sie haben komplexe Zusammenhänge auf eine einfache Formel gebracht und damit ihren Leserinnen und Lesern sowie der „Wirtschaft vor Ort“ einen großen Dienst erwiesen. Herzlichen Dank dafür!

Danken möchten wir an dieser Stelle aber auch der diesjährigen Jury mit Frau Prof. Dr. Ulrike Röttger vom Institut für Kommunikationswissenschaften der Universität Münster, Herrn Jürgen Dörmann vom Journalisten-Zentrum „Haus Busch“ in Hagen, Herrn Gregor Spohr, Landesvorsitzender des DJV-NRW sowie Herrn Dr. Julian Stech, Leiter der Wirtschaftsredaktion des Bonner General-Anzeigers.

Allen Preisträgern wünschen wir für ihre künftige journalistische Arbeit alles Gute und freuen uns bereits auf die vielen spannenden Wirtschaftsbeiträge und -geschichten für den „Journalistenpreis 2007“!



**Dr. Ulrich Bittihn**  
Vorsitzender des Fachausschusses  
Marketing der Kreditgenossenschaften  
in Rheinland und Westfalen



**Horst Schreiber**  
Stellvertretender Vorsitzender des Fachausschusses  
Marketing der Kreditgenossenschaften  
in Rheinland und Westfalen



## Jörg Homering-Elsner

Geboren: 2. Oktober 1967

Wohnort: Emsdetten

Jörg Homering-Elsner volontierte bei der Ahleener Volkszeitung und arbeitet seit zehn Jahren als Lokalredakteur bei der Münsterländischen Volkszeitung in Rheine/Kreis Steinfurt. Er betreut dort federführend die Gemeinde Neuenkirchen.



# Made in Neuenkirchen



von Jörg  
Homering-Elsner  
Münsterländische  
Volkszeitung





Von links: Martin Korte, Dr. Nina Grunsky, Joachim Karpa, Gerd Lorenzen, Ulrich Friske

**Martin Korte**

Geboren: 25. November 1964  
 Wohnort: Menden  
 Seit 1995 ist Martin Korte Redakteur in der Zentralredaktion der WESTFALENPOST.

**Dr. Nina Grunsky**

Geboren: 18. Dezember 1968  
 Wohnort: Münster  
 Seit 2001 ist Dr. Nina Grunsky Redakteurin in der Zentralredaktion der WESTFALENPOST.

**Joachim Karpa**

Geboren: 29. Dezember 1956  
 Wohnort: Hagen  
 Seit 1990 ist Joachim Karpa Redakteur, seit 1999 Chefreporter bei der WESTFALENPOST.

**Gerd Lorenzen**

Geboren: 4. Oktober 1950  
 Wohnort: Hagen  
 Seit 1976 ist Gerd Lorenzen bei der WAZ-Mediengruppe, seit 1991 arbeitet er als Bildredakteur bei der WESTFALENPOST.

**Ulrich Friske**

Geboren: 9. Juli 1956  
 Wohnort: Wetter  
 Von 1982 bis 1994 war Ulrich Friske Redakteur in der Lokalredaktion Brilon, seit 1996 ist er Redakteur in der Zentralredaktion der WESTFALENPOST.



**Bodo Zapp**

Geboren: 22. Januar 1944  
 Wohnort: Mülheim  
 Von 1968 bis August 1984 war Bodo Zapp bei der NRZ, davon elf Jahre als Leiter der Reportageredaktion.  
 Von September 1984 bis November 1997 war er als Chef vom Dienst bzw. stellvertretender Chefredakteur der WAZ tätig.  
 Seit dem 1. Dezember 1997 ist er Chefredakteur der WESTFALENPOST.

# Weltklasse aus Südwestfalen



von  
 Ulrich Friske,  
 Dr. Nina Grunsky,  
 Joachim Karpa,  
 Martin Korte,  
 Gerd Lorenzen  
 und Bodo Zapp  
 WESTFALENPOST



## Claudia Fischer

Geboren: 1966

Wohnort: Bielefeld

Claudia Fischer ist studierte Medienpädagogin. Die Freie Journalistin arbeitet seit 1993 für Fernsehen, Radio und Printmedien, als Film- und Buchautorin und als Moderatorin von Veranstaltungen. Außerdem hält sie regelmäßig Seminare in der Kinder-, Jugend- und Erwachsenenbildung.



## Silvia Bose

Geboren: 1966

Wohnort: Bielefeld

Silvia Bose ist studierte Germanistin und volontierte bei der Wochenzeitung „Bielefelder StadtBlatt“. Seit 1999 arbeitet sie als Freie Journalistin für Radio, Fernsehen und Print. Zudem produziert sie die Zeitung des Mieterbundes Ostwestfalen-Lippe und vermittelt in Seminaren journalistisches Wissen.



# Serie: EinEuroJobs

Von *Claudia Fischer*  
und *Silvia Bose*  
Westdeutscher Rundfunk



Die Dokumentation des Fernsehbeitrags  
befindet sich auf der beiliegenden CD.



## Philipp Ostrop

Geboren: 20. April 1980

Wohnort: Dortmund

Philipp Ostrop volontierte bei den Ruhr Nachrichten und arbeitet seitdem für die Mantel-Nachrichtenredaktion „WestPool“. Ab Mai 2007 leitet er sechs Lokalredaktionen in einer medienkonvergenten Redaktion.

# Hochmut und ein tiefer Fall

Wie das Ruhrgebiet durch Größenwahn, Naivität, Unvermögen und illegale Machenschaften Millionen verlor

**Diese Geschichte zeugt von vielen fatalen Irrtümern. Von einem Entsorgungunternehmen, das den Städten des Ruhrgebiets gehört und sich aufbläst, weil die Führungsspitze es so will. Diese Expansion ist nicht nur gegen das Gesetz, sondern auch ökonomischer Wahnsinn. Aufsichtsräte und politische Gremien lassen sich täuschen. Eine jetzige Wirtschaftsministerin geht ein Geschäft mit einem Finanzhai ein, der illegal große Geldsummen versickern lässt. Die klammen Kommunen verlieren Millionen, die Bürger des Ruhrgebiets müssen die Zeche zahlen. Trauerspiel und realer Wirtschaftskrimi zugleich.**

Ende der 90er Jahre: In Essen sitzt die Abfallentsorgungs-Gesellschaft Ruhrgebiet (AGR). Sie gehört dem Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR), also den Städten des Reviers. Das Geschäft ist nicht sonderlich spannend, man hat den Müll von Millionen Menschen zwischen Hamm und Xanten, Breckerfeld und Haltern zu entsorgen. Doch die AGR sieht sich mit einer zunehmenden Marktöffnung konfrontiert, Entsorgung wird mehr und mehr zur lukrativen Aufgabe der Privatwirtschaft.

Dies stinkt der damaligen Geschäftsführung. Sie träumt von der großen weiten Welt und schmiedet Pläne: Um die Entsorgung in der Region zu sichern, müsse man expandieren. So wie RWE, das große Vorbild, will man am Tisch der Großen sitzen. Doch dort ist kein Stuhl mehr frei. Also erdenkt man eine einfache Strategie: den „günstigen Kauf eines Leistungsträgers“, wie es in einem internen Argumentationspapier der Spitzen von AGR und KVR heißt. Doch ein kleines Problem gibt es, wie selbst das Papier, das alle guten Gründe für eine Übernahme zusammentragen sollte und unserer Zeitung vorliegt, konstatiert: Der Markt sei leider „schon verteilt“.

## *Der tollkühne Traum*

Doch das hält niemanden ab. Man will also nicht weniger als einen billigen Profi, der das Abfallgeschäft der AGR gut ergänzt. „Das war an Naivität nicht zu überbieten“, sagt heute einer, der damals selbst diesen Traum träumte. Dieser Schritt, fasst das interne Papier an einer anderen Stelle zusammen, verlange nach einem „kalkulierbaren finanziellen Engagement“. Man sucht. Doch statt einer Perle findet man Brochier, einen Baukonzern aus Nürnberg, der zwar eine lange Tradition hat, aber auch chronische Probleme und seit 1996 rote Zahlen. Denn der Bauboom nach der Deutschen Einheit ist schneller vorbei als gedacht, der Tiefbau liegt am Boden. Trotzdem ist Brochier zwischenzeitlich auf fast 8000 Mitarbeiter angewachsen. Einige Unternehmensteile passen zu den Bedürfnissen der AGR. Andere nicht. Aber, so denkt man bei der AGR, Brochier könne Großaufträge von den Kommunen kriegen, etwa die Erneuerung maroder Kanalisationen im Revier übernehmen. Auftraggeber sollten die Städte sein - und Auftragnehmer auch, da sie schließlich den KVR bilden, dem die AGR und damit also auch Brochier gehören sollte. Es ist der kühne Plan einer Kreislaufwirtschaft der ganz besonderen Art. „Von der Faktenlage war es Größenwahn“, räumt heute ein hoher AGR-Angestellter ein.

**Januar 1999:** Die AGR schluckt also Brochier, doch bezahlt weit mehr als den offiziellen Kaufpreis von 45 Millionen DM. Sie gibt ein Darlehen, muss zusätzlich noch langfristige Verbindlichkeiten übernehmen und einen Leasingvertrag ablösen. Insgesamt sind es 80,9 Millionen DM – 40 Millionen Euro –, die der kommunale Entsorger aufbringen muss. Dies tut er. Ist es der geplante „günstige Kauf“? Ein „kalkulierbares finanzielles Engagement“? Nein. Stattdessen tun sich bei Bro-

von  
**Philipp Ostrop**  
*Ruhr Nachrichten*  
29. August 2006

chier Abgründe auf. Nicht nur, dass sich die Verbindlichkeiten dort auf insgesamt fast 170 Millionen DM summieren. Alte Bauprojekte aus 1997 und 1998 schlagen noch Jahre später in die Bilanzen und bringen nur Verluste. Die Baukonjunktur tut ihr übriges. Ein Millionengrab.

### **Die Aufsichtsbehörde**

**Im Jahr 2000:** Das Innenministerium in Düsseldorf ist die Kommunalaufsicht in NRW, es wacht auch über den KVR. Nach dem Kauf von Brochier schrillen dort die Alarmglocken. Denn per Gesetz muss der KVR Abfallwirtschaft im Ruhrgebiet betreiben. Von Tiefbau oder Rohrleitungsbau, noch dazu in Nürnberg beheimatet, ist im Gesetz nicht die Rede. Und so versuchen AGR-Geschäftsführung und KVR-Spitze nicht einmal, eine Genehmigung für den Deal in Düsseldorf zu bekommen. Dort erfährt man vom Kauf aus der Zeitung.

### **Das vernichtende Urteil**

Das Innenministerium legt Widerspruch ein, und um die Gemüter zu beruhigen, lässt der KVR den bereits getätigten Brochier-Kauf rückwirkend durch die renommierten Wirtschaftsprüfer von Ernst & Young durchleuchten. Deren Urteil fällt vernichtend aus. Der streng vertrauliche Bericht, der unserer Zeitung vorliegt und nun erstmals an die Öffentlichkeit kommt, spricht von „erheblichen Risiken“, die „bekannt waren“. Auf die Einholung externen Rates sei vor dem Kauf von Brochier verzichtet worden. „Diese Vorgehensweise halten wir im Hinblick auf die Entwicklung der AGR, die Größenordnung und die Branchenrisiken, die mit Brochier verbunden sind, für ungewöhnlich und durchaus problematisch“, schreiben die Prüfer. Dann gehen sie weiter: „Das verwendete Investitionsmodell (...) halten wir (...) für ungeeignet. Das Vorgehen ist (...) kaum akzeptabel.“ Mehr noch. „Risikozuschläge für ein Investment in einer risikoreichen Branche wurden nicht in angemessenem Umfang berücksichtigt.“ Wie tief genau das Millionengrab Brochier werden würde, kann selbst Ernst & Young zu diesem Zeitpunkt nicht abschätzen. Doch eines ist klar: „Das Engagement Brochier wird (...) weitere finanzielle Mittel erfordern.“ Damit endet die Expertise – ein Armutzeugnis für alle Verantwortlichen. Bis jetzt hielt man dieses Papier geheim. Aus gutem Grund.

### **Die Einigung**

Doch der Kauf war passiert, die Fakten waren geschaffen, und so einigen sich KVR und Innenministerium darauf, dass Brochier innerhalb von drei Jahren wieder verkauft werden müsse. Zeit genug, die unbeliebte Tochter zu sanieren und aufzuhübschen, um einen guten Preis zu bekommen. Aber es sind die Wirtschaftsprüfer von Ernst & Young, die mit ihren düsteren Prognosen Recht behalten. Brochier entpuppt sich als Klotz am Bein, der die AGR in die Tiefe reißt. Bis heute hat dieses Abenteuer die AGR rund 100 Millionen Euro gekostet. Neun (!) Geschäftsführer werden eingesetzt und wieder entlassen, keiner kann das Ruder herumreißen, auch nicht der „Generalbevollmächtigte des Gesellschafters bei Brochier“. Diesen neuen Posten besetzt die AGR-Führung mit Bodo Fischer, einer schillernden Figur aus der Hamburger Finanz- und Politikwelt.

„Der hat uns damals großspurig die Welt erklärt, und wir haben ihm geglaubt“, erinnert sich ein ehemaliges AGR-Aufsichtsratsmitglied.

Der Aufsichtsrat besteht zum größten Teil aus nebenamtlichen Kommunalpolitikern. Einige Fachbegriffe, die Fischer benutzt, hören die Aufsichtsräte zum ersten Mal. In Nürnberg erreicht Fischer nichts.

### **Die Ministerin**

**Herbst 2004:** Der Kommunalverband Ruhrgebiet befindet sich im Umbruch. Er soll zum heutigen Regionalverband Ruhr (RVR) werden und mehr Kompetenzen bekommen. Brochier gehört immer noch zur AGR – und hat der Mutter bisher nur Ärger gemacht. Fünf Jahre nach dem Kauf spricht sich selbst in den behäbigen und heillos zerstrittenen politischen Gremien des KVR herum: Brochier muss weg. „Es war egal, ob der Preis stimmt. Wir mussten Brochier einfach loswerden“, sagt ein noch amtierender Aufsichtsrat. Ein anderer maßgeblicher Kopf bringt es auf die Formel: „Wir wussten: Jeder Tag ohne Brochier ist ein guter Tag.“ Mit Brochier, so viel steht fest, rast die AGR direkt auf die Insolvenz zu.

Christa Thoben (CDU), die heutige NRW-Wirtschaftsministerin, übernimmt für fünf Monate das Ruder im neuen Regionalverband Ruhr (RVR). Die Direktorin gibt den Auftrag, Brochier endlich zu verkaufen. Doch aus der Baubranche beißt niemand an.



## **Die adelige Heuschrecke**

Dafür zeigt ein anderer großes Interesse. Rhodri Philipps mit seiner Finanzgesellschaft Aubach Capital. Er ist der Prototyp der münteferingschen Heuschrecke, aber mit einem adeligen Stamm- baum bis ins Mittelalter. Ein blendendes Exemplar aus der britischen Oberschicht.

Im RVR erzählt man sich damals ehrfurchtsvoll, Philipps habe bei der Deutschen Bank eine Kreditlinie von 1,2 Milliarden Euro. Was niemand weiß, weil niemand die Vergangenheit und Gegenwart des hochwillkommenen Käufers systematisch durchleuchtet: Privat ist Philipps zu diesem Zeitpunkt pleite, und von den Finanzbehörden in Großbritannien ist er für jeglichen Geschäftsführer-Job gesperrt worden. „Der hat sich hier präsentiert wie der weiße Ritter auf einem weißen Ross“, erinnert sich ein Aufsichtsrat. Die Rhetorik geschliffen, der Auftritt aristokratisch. Andere im RVR wollen ihn damals schon als „klein und schmierig“ empfunden haben, wie sie zumindest heute sagen.

Zwar haben einige Beteiligte Bauchschmerzen – aber man verkauft die AGR an Philipps Gesellschaft Aubach Capital, eingetragen auf den Virgin Islands. Christa Thoben unterschreibt den Vertrag, er wird zum Januar 2005 wirksam.

**Januar 2005:** Aubach Capital bekommt Brochier für einen Euro. Und obendrauf legt die AGR ein 15-Millionen-Darlehen, sichert Bürgschaften und Betriebsmittelkredite ab, nach Informationen unserer Zeitung in Höhe von insgesamt 50 Millionen Euro. Man zahlt also drauf, um Brochier loszuwerden. Im britischen Handelsregister werden die Aubach-Tochterfirmen Bromley Consulting (London) und Optional Systems (Seychellen) als neue Brochier-Besitzer eingetragen. Das Handelsregister weist für beide Firmen ein Stammkapital von einem Pfund aus – knapp 1,50 Euro.

## **Die Legende**

Weiß die heutige Wirtschaftsministerin Christa Thoben, was sie tut, als sie unterschreibt? „Sie war skeptisch, ist aber vom Aufsichtsrat überstimmt worden und konnte nicht anders handeln“, erklärt ihr Sprecher gegenüber unserer Zeitung.

Doch dies ist näher an einer Legende als an der Wirklichkeit, denn der Aufsichtsrat hatte in die-

sem Fall nur beratende Funktion. Hätte Thoben es wirklich gewollt, hätte sie diesen Deal verhindern können – gleichwohl damit die Insolvenz der AGR ausgelöst. Sie hat die Wahl zwischen Pest im Ruhrgebiet und Cholera in Nürnberg. Sie entscheidet sich für die Cholera.

**August 2006:** Der Betriebsrat von Brochier meldet für das Unternehmen Insolvenz an. Grund: Mehrere Millionen sind verschwunden. Die Staatsanwaltschaft ermittelt wegen Betrugs und Untreue, das Geld könnte auf die Seychellen oder Virgin Islands geflossen sein, vermuten die Ermittler. Mitarbeiter stürmen die Chefetage in Nürnberg, zufällig ist Rhodri Philipps anwesend. Doch er entkommt der wütenden Meute und taucht unter. Mit einer Firmenkreditkarte kauft jemand in Prag neues Reitzug im Wert von 18 000 Euro. Philipps ist passionierter Polo-Spieler.

## **Der Abgrund**

Weil die AGR für die verschwundenen Millionen bürgt, rutscht der bereits als gerettet geltende Entsorger in diesen Tagen erneut gefährlich nah an den Abgrund, wird aber wohl überleben. Die große Katastrophe – 1300 zusätzliche Arbeitslose und ein Müll-Monopolist, der die Scherben aufammelt und dann womöglich die Abfallgebühren im Ruhrgebiet diktiert – wird vermieden. Auch wenn die AGR noch für weitere mögliche Millionen-Ausfälle bei Brochier haftet.

Und der RVR, der Zusammenschluss der völlig überschuldeten Städte und Kreise des Reviers? Ihm kann die Tochter AGR schon seit 2004 keine Rendite mehr zahlen, will dies aber 2009 wieder tun. Dies rückt wohl in weite Ferne. Leidtragende sind die Bürger des Ruhrgebiets, die mit ihren Steuern schließlich die Städte und damit den RVR finanzieren. Denn dem RVR fehlen die AGR-Millionen schmerzhaft. Dort sucht man, wo noch Geld zu sparen ist. Die wahrscheinlichste Variante ist die Kürzung im Angebot der Revierparks – also bei Schwimmbädern, Saunen oder Eishallen.

Und am Horizont, da erscheint schon die teure „Kulturhauptstadt Europas 2010“. Wer die bezahlen kann, steht in den Sternen.



## Hanns-Bruno Kammertöns

Geboren: 15. März 1953

Wohnort: Ahrensburg

Hanns-Bruno Kammertöns arbeitet seit 1986 bei der ZEIT. Seit Ende 2001 ist er Ressortleiter im Dossier der ZEIT.

# Sag beim Abschied leise Amen

Das Bistum Essen schließt fast hundert Kirchen.  
Eine Reise durch das Revier der verletzten Seelen

**Wenn Not am Mann ist**, dann steht sie da wie eine Wand, „damit dat klar is“. Wenn eine Frau wie sie einmal „ja“ gesagt hat, dann gilt es für das ganze Leben. Inge Labsch, 1932 am Kurischen Haff geboren, eine von so vielen, die in den sechziger Jahren aus dem Osten ins Ruhrgebiet kamen und blieben. Religion: evangelisch. Eigentlich kein Gedanke, daran etwas zu ändern. Dann verliebte sie sich, er war „erkatholisch, wie auch seine Eltern“. Also ist sie „übergetreten“, wie sie es nennt. Hat gepaukt, bis sie das katholisch-apostolische Glaubensbekenntnis endlich aufsagen konnte. Dann fuhr sie ins Gelsenkirchener Rathaus, ließ die Sache amtlich machen. Draußen schien an diesem Tag die Sonne. Wirklich gedankt hat es ihr die Familie nicht. Es dauerte nicht lange, dann war Schluss mit der kirchlichen Gemeinsamkeit am Wochenende. Wenn die Glocken läuteten, blieb der erkatholische Teil der Familie zu Hause, jeder fand schließlich einen guten Grund. Nur Inge Labsch, sie nahm sich Hut und Mantel; seit sie katholisch ist, hat sie sonntags nie gefehlt.

Die Liebfrauenstraße in Gelsenkirchen, dort wohnt sie im Parterre, ein kleiner Flur, links daneben ihre große Küche mit dem Fernseher auf der Kommode. Draußen vor dem Fenster die Kulisse von Gelsenkirchen – mehr Ruhrgebiet geht nicht. Ein ergrautes Wohnviertel mit einer hohen Dichte von Getränkemärkten, ein paar bunten Litfaßsäulen und diesen Autos, die an ihrem Heck blauweiße Schalcker Vereinsfarben spazieren fahren.

Mittendrin das Gotteshaus von St. Georg, neuromanisch, heller Sandstein, ein knapp 60 Meter hoher Kirchturm mit einem goldenen Ziffernblatt unterhalb der Spitze. St. Georg, eine Landmarke für die ganze Gegend. Die vielspurige Florastraße

verläuft nebenan – wer samstags von auswärts kommt und auf die Arena von Schalke will, der weiß: Hinter der Georgskirche geht es dann rechts ab!

Inge Labsch, eine Frau mit weißen Haaren, mit einigem Temperament und einer kernigen Stimme gesegnet, war nie auf Schalke. Sie nahm lieber Kurs auf die Kirche. „Wenn man wat hat“, sagt sie, „dann wird man et dort los.“ Die Kommunion ihrer beiden Kinder, die Firmung der beiden, später die Heirat des ältesten Sohnes, die Taufe der Enkelkinder, die Totenmesse für ihren Mann 2002, der an der Parkinsonschen Krankheit litt – „alles hier passiert“.

St. Georg war ja immer da, eine „Schlappenkirche“, wie man im Revier gern sagt. Wenn man spät dran ist, kommt man auch in Hausschuhen schnell noch hin. Weiß Gott, Frau Labsch hatte keinen Anlass, darüber nachzudenken, dass dies einmal anders werden könnte. Sonntag für Sonntag nahm sie den linken Eingang und setzte sich auf einen Platz, am besten einen in den Reihen zehn bis fünfzehn, „näher nach vorn an den Altar will niemand mehr, alle sitzen heute in der Mitte“.

Eine liebe Gewohnheit, die sich auch nicht änderte, als der Küster plötzlich begann, die Heizung herunterzudrehen. Von den Wärmeschleifen, 1974 im Boden verlegt, blieben fortan nur noch jene rund um den Altar in Betrieb. Heute meint Frau Labsch, sie hätte dieses Zeichen besser deuten können. „Alle müssen sich einschränken“, dachte sie damals bloß. Heute weiß sie, dass es um mehr ging als um eine Heizung.

*Hanns -Bruno  
Kammertöns  
DIE ZEIT, Dossier  
12. April 2006*

Eine goldene Pfründe ist St. Georg nie gewesen. Heute weniger denn je. Dies konnte man auch an der Entscheidung des Pastors ablesen, den Betrieb der Turmuhr einzustellen. Andererseits wurde dem Wirt der Gaststätte Branco am Dom gestattet, seine Kneipe um einen Biergarten zu erweitern und damit noch weiter auf die Gläubigen vorzurücken. Seitdem stehen seine Tische und Stühle direkt am Eingang der Kirche, dafür zahle der Mann aber auch „reichlich wat an Pacht“, erzählt man sich. Überdies stehe „mit dem Branco“ beim Pfarrfest endlich „ne ordentliche Zapfanlage“ zur Verfügung.

Inge Labsch dagegen interessierte sich mehr für den Gottesdienst, bei den Predigten achtet sie auf jedes Wort. Auch an jenem Sonntag Mitte Januar ist dies so, als der Pastor ein „Bischofswort zur neuen Pfarreienstruktur im Bistum Essen“ verliest, eine ziemlich unfrohe Botschaft, wie sich zeigt: Demnach werden die insgesamt 249 Pfarrengemeinden des Bistums Essen bis zum Jahr 2008 zu 42 Pfarreien zusammengelegt, 96 von 350 Kirchen will das Bistum aufgeben. Damit will der Bischof rund 15 Millionen Euro pro Jahr einsparen. Die betroffenen Gemeinden, lässt der Bischof verkünden, werden keine Zuweisungen mehr aus den Kirchensteuermitteln erhalten.

Und dann kommt dieser Satz: Abweichend von der bisherigen Planung soll nun auch die Kirche St. Georg zu den „weiteren Kirchen“ zählen. „Weitere Kirchen“, eine Wortschöpfung des Bistums, steht für das Todesurteil. Damit sind jene Gotteshäuser gemeint, die es nun trifft, deren Türen sich schließen, weil ihr „Erhalt nicht mehr verantwortbar ist“. Der Bischof macht Ernst. Jetzt ist Schluss.

In den weniger als fünf Jahrzehnten seines Bestehens hat das 1958 gegründete „Ruhrbistum“ mehr als ein Drittel seiner Katholiken verloren, rund 950 000 Mitglieder sind ihm geblieben. Auch hinsichtlich der Priester zeigen alle Kurven nach unten. In Essen rechnet man damit, dass sich die Zahl der Pastoren und Kapläne, die jünger sind als 65 Jahre, dramatisch verringern wird. Von derzeit etwa 240 Geistlichen auf vielleicht noch 150 Seelsorger im Jahr 2020.

Düster ist es auch um die Finanzen bestellt. Die Steuereinnahmen sind eingebrochen, Folge von Kirchenaustritten, dem Strukturwandel im Ruhrgebiet, dessen schlechter wirtschaftlicher Lage und den gestiegenen Mieten, die viele Familien seit Mitte der neunziger Jahre wegziehen ließ. Rücklagen gibt es keine, augenblicklich lässt sich der Haushalt des Bistums nur noch über Kredite finanzieren. 2006 liegen die Schulden bei rund 60 Millionen Euro, eine Zahl, die bis 2008 noch auf 70 Millionen steigen könnte. Gesundbeten lassen sich diese Fakten nicht, „man muss sie annehmen“, wie der Bischof sagt.

Zehn Minuten dauert der Vortrag des knapp vier Seiten langen Papiers durch den Pfarrer, nach dem letzten Satz ist es eine Weile still im Kirchenschiff von St. Georg. Kein Rascheln, kein Husten diesmal. Hat man es richtig gehört? Was planen die? „Dann brach Tumult in der Georgskirche los, Menschen begannen zu weinen, sprangen auf, liefen ins Freie“, notierte die Westdeutsche Allgemeine Zeitung am Tag danach.

Das Ganze klingt, als sei keine Katastrophe eingetreten, sondern ein Wunder geschehen. Nicht die Säkularisierung scheint plötzlich mehr das Thema, sondern das Gegenteil. Mit seinem Brief gelingt Ruhrbischof Felix Genn, was über die letzten Jahre so unmöglich schien: Seine Zeilen mobilisieren, bringen plötzlich wieder Schwung in das vielerorts ermattete Gemeindeleben. Die Basis erhebt sich; wenn die Glocken läuten, strömen die Gläubigen nun wieder in Scharen herbei – ein Bild, wie sonst nur an Weihnachten oder zu Ostern gesehen.

Die Menschen eint die Frage: Dürfen die Kirchenoberen ihren Gläubigen einfach das Gotteshaus wegnehmen? Ist denn eine Kirche ein Warenhaus oder ein Kino, das man nach Kassenlage aufmacht und wieder schließt? Was hält das Ruhrgebiet dann noch zusammen?

In Gelsenkirchen steigen Frömmigkeitspegel und Kampfeslust. Nicht mit uns! Schnell ist diese Haltung in St. Georg mehrheitsfähig. Ein Förderverein zur Erhaltung der Kirche ist rasch gegründet, 60 Personen sind nach vier Wochen beisammen,

wer mitkämpfen will, bezahlt fünf Euro pro Monat. Unterschriftenlisten mit bald 2500 Namen, tägliche Abendandachten, Mahnwachen im Schein roter Grablaternen – vorneweg Inge Labsch. Über das katholische Hirtenwort ist sie nun, wenn auch nicht wieder zur Protestantin, so doch zur Protestierenden geworden.

Bei den Vollversammlungen treffen sich die Köpfe des Widerstandes dienstabends bei Branco am Dom. Jemand sagt, er habe „kein Problem mit Gott, nur mit seinem Bodenpersonal“. Niemand lacht.

In der Runde sitzen zwei junge Theologiestudenten, Universität in Bochum, dunkel die Pullover, ein Holzkreuz baumelt auf ihrer Brust. Wenn sie reden, dann reden sie leise, dann mischen sich Enttäuschung und Wut. Habe die katholische Kirche nicht immer die wertvolle Mitarbeit der pastoralen Laien angemahnt, zuletzt beim Papstbesuch in Köln? Wie hohl sei doch das Ganze, „wenn es drauf ankommt, werden wir wieder nicht gefragt. Da ist die Tür zu.“

Eine Erklärung wäre, dass die da oben im Bistum gar nicht wissen, was in einer Gemeinde passiert. Wenn Michael Wagner, Lehramtsstudent und Obermessdiener von St. Georg, auf den kirchlichen Alltag zu sprechen kommt, dann packt ihn die Fassungslosigkeit. Er ist ein junger Mann, der, wenn es nötig ist, auch dazwischengeht, und sei es mitten in der Kirche. Anlass gibt es immer wieder, gerade an den großen Tagen, „wenn Firmlinge kommen oder die Kommunionkinder mit der Familie, mit den Freunden“.

Seltsame Freunde sind es heute. Wieder und wieder hat Wagner bei ihnen klingelnde Handys konfisziert, Picknicks im Chorraum beendet und Raucher trotz ihres Protestes der Kirche verwiesen. Bei der letzten Firmung in Gelsenkirchen fragte ihn tatsächlich jemand: „Ey, sag mal, wie heißt denn der Typ da am Kreuz?“

Wagner macht eine Pause, diese Frage hat er immer noch nicht verkraftet, sie steckt ihm immer noch in den Knochen. „Wenn das alles so verkommen ist“, meint er dann, „dann muss man et-

was tun! Wieso werden dann unsere Kirchen geschlossen?“

Dabei ist es so lange noch gar nicht her, jedenfalls wenn man in kirchlichen Zeitspannen denkt, da kannte der missionarische Überschwang an der Ruhr keine Grenzen. Mehr Anfang war nie, als Papst Pius XII. im Jahr 1957 den Sauerländer Franz Hengsbach zum ersten Bischof des neuen Ruhrbistums machte, das damals aus „territorialen Abtretungen“ der Bistümer Münster, Paderborn und Köln zusammengefügt wurde.

Gleich bei seiner Antrittsrede am 1. Januar 1958 machte sich der neue Mann, der ein Stück Kohle in seinem Bischofsring trug, die Sprache der Bergleute zu Eigen. „Ich bin jetzt vor Ort gegangen. In Gottes Namen wollen wir die erste Schicht verfahren.“

Rastlos durcheilte Hengsbach sein Revier, ein Mann, der die Kinder segnete und die Kumpel mochte. Weil er in der Zeit des großen Zechensterbens unten an den Fördertürmen stand, erhielt er Grubenlampen ohne Zahl, wurde gar zum „Ehrenbergmann“ ernannt. Als Militärbischof der Bundeswehr beförderte ihn die Truppe zum „Ehrenmitglied“ der Feldjäger, für einen Seelenhirten eine vielleicht etwas heikle Würde.

In Essen gründete Hengsbach die bischöfliche Hilfsaktion Adveniat, initiierte Anfang der achtziger Jahre Schweigemärsche „zum Schutz des ungeborenen Lebens“, bei denen ihm beinahe 30 000 Menschen sittsam folgten. Als „Außenminister“ der Deutschen Bischofskonferenz, mittlerweile zum Kardinal ernannt, empfing „Kumpel Franz“ in seiner Residenz am Essener Burgplatz Würdenträger aus aller Welt, 1987 gar seinen irdischen Chef, Papst Johannes Paul II. „Fast wie Krupp“, noch heute schwärmen viele Essener gerne von dieser großen Zeit.

Bei aller Umtriebigkeit, mit Hingabe widmete sich Hengsbach seiner eigentlichen Passion: der Vermehrung der Gemeinden, dem Bau von Kirchen. Ein seltsamer Wettstreit, der die Stadt damals erfasste. Boomtown Essen – Bistum Essen. Während der SPD-Oberbürgermeister für die Stadt un-

ermüdllich mehr Schwimmbäder forderte, „Immer ein Bad im Bau!“, träumte Hengsbach von seinen neuen Kirchtürmen.

Der Gedanke an den Strukturwandel in der Region, an die ersten Krisen bei Kohle und Stahl, mochte anderen das Herz schwer machen, Hengsbach war frei davon. Er wollte die Zahl der Gemeindemitglieder verdoppeln. Und keines seiner Schäfchen sollte es zum nächsten Gotteshaus weiter haben als drei Kilometer; länger als 15 Minuten sollte niemand laufen müssen. „Gottvertrauen statt Realismus“, ächzt heute ein hoher Würdenträger des Bistums, der lieber nicht genannt sein will. „Genau jene Zahl von Kirchen, die Hengsbach damals bauen ließ, haben wir jetzt zu viel, die müssen alle weg.“

Genau genommen sei das ganze Fundament der Diözese recht bizzar, meint Ulrich Engelberg, Chefredakteur von RuhrWort, der Wochenzeitung im Bistum Essen. Zwar ist Engelberg erst seit Oktober 2005 im Amt, seitdem stieg der Verkauf des Blattes um 700 auf jetzt insgesamt rund 30 000 Exemplare, seine Einschätzung wiegt dennoch schwer. Der Job bringt es mit sich, dass er bei Bischof Genn, seinem Herausgeber, ein und aus gehen darf. Jeden Dienstag um 8.15 Uhr ist Jour fixe, dabei erscheint der Chef gern leger in einer Strickjacke, „meist zündet er als Erstes eine Kerze an“. Dann erörtern die beiden die Lage.

### ***Beim Geld, meint der Bischof, „da sind sich Brüder Fremde“***

Trotz dieser engen Nähe zur Macht ist der Journalist bislang noch nicht dahintergekommen, was es mit den sonderbaren Grenzen des Bistums auf sich hat. Warum behielt Paderborn die Großstadt Dortmund, warum Köln das wohlhabende Fachwerkstädtchen Kettwig am grünen Strand der Ruhr, das schon seit Jahrzehnten zur Stadt Essen gehört? Immerhin, so viel lässt Engelberg durchblicken: „Hätte das Bistum die Steuerzahler aus Kettwig, dann wäre unser Haushalt fast im Lot.“ Warum das Bistum Köln mit seinen Kettwigern nicht hilft? „Was das Geld angeht“, meint der Bischof, „da sind sich Brüder Fremde.“

Das Dilemma ist also mit Händen zu greifen, zumal sich das Bistum Essen, wie bereits in einem

Leserbrief an das RuhrWort leidenschaftlich gefordert, nicht so einfach selbst wieder auflösen kann. „Dies“, erläutert Engelhard, „liegt allein in der Entscheidung des Vatikans.“

### ***Was also blieb? McKinsey!***

Ein Novum. Internationale Unternehmensberater, die mit Chirurgenblick durch kirchliche Bücher blättern, Typen, die ohne Gebet und weitere Umschweife gern gleich zur Sache kommen. Wenigstens, so erinnert man sich im Bistum noch immer dankbar, schickten McKinsey & Company Mitte der neunziger Jahre drei Männer, die „das Kreuzzeichen sicher beherrschten“. Sie gaben an, „selber in der Kirche“ zu sein, und vielleicht waren sie es ja wirklich.

Erhaltung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit zur Absicherung des pastoralen und sozialen Dienstes des Bistums Essen lautet der Titel des vertraulichen Berichts, den die Berater schließlich im Oktober 1997 präsentierten. Eine Zäsur für die Kirche als Institution. So hatte noch niemand mit ihr gesprochen. Sie, die älteste Gemeinschaft von allen, war nun ein Konzern geworden.

### ***McKinsey rät, sich um die „Deckungslücken“ zu kümmern***

Mit keinem Wort, so erinnern sich Leser an die Lektüre des telefonbuchdicken Schmökers enttäuscht, würdigt der Bericht die Seelsorge, den ewigen Dienst am Menschen, an all den Mühseligen und Beladenen. Stattdessen ziehen sich teuflische Begriffe wie „Deckungslücken“, „strukturelle Defizite“ und „Reduzierung des Personalbestandes“ durch die Seiten.

Angeraten wurden „Kennziffersysteme“ und „Controllingansiedlungen“ – die Berater meinten es ganz ernst, auch den worst case sprachen sie offen an: die Gefährdung des Ruhrbistums in seinem Bestand. Und das Bistum akzeptierte die neuen Spielregeln. Man nahm die Passiva endlich in den Blick.

Schnell fanden sich bei den Personalkosten, sie machten ungesunde 85 Prozent des Bistumsetats aus, Einsparungsmöglichkeiten von 60 Millionen Mark. „Die Altersstruktur der Mitarbeiter“, er-



innert sich Finanzreferent Ludger Krösmann, habe die Gelegenheit geboten, „elegant“ abzubauen. „Bei manchen war die Pensionsgrenze ja längst überschritten.“

Doch dann geriet die Sanierung noch einmal ins Stocken. Bischof Hubert Luthe, der nach Hengsbachs Tod 1991 dessen Nachfolger geworden war, trat im Mai 2002 im Alter von 75 Jahren von seinem Amt zurück. Bei einem Wechsel auf dem Bischofsstuhl ist eine so genannte Sedis vakanz zu respektieren. „Da passierte monatelang gar nichts“, sagt Krösmann.

Dann kommt der Neue in Essen an. Im Juli 2003 wird Felix Genn in sein Amt eingeführt. Er braucht sechs Monate, dann hat er das ganze Ausmaß des finanziellen Abgrunds erfasst. Er formuliert, mit Unterstützung der Profis einer Unternehmensberatungsgesellschaft in Münster, sein „Zukunftskonzept“.

Schon dieses Wort aus dem Munde eines Bischofs! Seit es die Runde macht, wechselt sein Fahrer, „Herr Mallmann“, immer mal wieder zur Vorsicht das Nummernschild an dem metallicfarbenen Dienst-Audi, einem A 6. Zurzeit hat er ein Kennzeichen aus Dortmund angeschraubt. „Man weiß nie“, meint Herr Mallmann.

An diesem Abend steuert er den Wagen in die Gemeinde St. Josef, Bottrop, nördliches Ruhrgebiet. Zur Sicherheit hat er das Navigationsgerät eingeschaltet, denn irgendwie sieht es auch in Bottrop nicht viel anders aus als in Gelsenkirchen.

„Nicht wahr, Herr Mallmann, so allmählich erfahren wir uns das Ruhrgebiet“, meint der Bischof, als der Audi auf die Schnellstraße nach Bottrop biegt. Ein kurzes Nicken, Felix Genn schaut wieder hinaus in die Nacht.

Zu seinem schwarzen Anzug besitzt der Bischof einen schwarzen Hut mit breiter Krempe. Wenn er ihn trägt, er damit durch Essens Straßen schlendert, dann lässt der Hut ihn ganz gelassen wirken, fast beschwingt. Jetzt liegt er neben ihm, nahe der linken Hand, die nach einem roten Buch gegriffen hat, dem Handbuch des Bistums Essen. Dürre Fakten, kleine Schrift. Gelegentlich knipst Genn die Leselampe an, „Herrn Mallmann stört

das nicht“. Dann blättert er durch die Kapitel mit den Kurzbeschreibungen seiner Pfarreien, jede steht für tausend Wünsche.

Er kommt aus Trier, „einem Bauern- und Winzer-Bistum“. Gefreut hat er sich auf das neue Amt in Essen, „diese städtische Region“. Aber nach wenigen Wochen entfuhr ihm ein erstes „O Gott, o Gott“. Das passiert ihm fortan immer wieder. Denn alle Zahlen, die man ihm hinlegt, sind irgendwie schlecht. Diese ganzen Diagramme und Schaubilder, die für „eine dramatische, geistige Veränderung in der Gesellschaft“ stehen. Genn spricht von „einer Wandlung, deren Umfang noch kaum jemand richtig realisiert hat“. Eigentlich zum Weglaufen, aber Genn muss nach Bottrop.

Ihm fehle „Herzenswärme“, urteilt der pensionierte Pastor einer Essener Innenstadtkirche über den Bischof. Er sei zu sehr „ein Kopfmensch“, da sei „Kumpel Franz“ doch ganz anders gewesen. Zu viel Vernunft!, was im Ruhrgebiet noch immer als ein schwerer Vorwurf gilt. Genn ficht das nicht an. Sein Amt sei in diesen Zeiten „verwoben in einer Gesellschaft der Ansprüche und der Besitzstandswahrung“. Die Bürger seien heute „nicht mehr automatisch Christen“, was, da will er nichts beschönigen, sicher auch mit „nachlassender Strahlkraft“ der Kirche zu tun habe. „Da gibt es viel Patina.“ Sein Blick streift die halb leere Wasserflasche, die vor ihm in der Sitztasche klemmt. Er reckt den Kopf, ist die Kirche schon zu sehen? Dann sagt Herr Mallmann: „Wir sind da.“ Im Schein der Leselampe sieht der Bischof plötzlich ziemlich müde aus. Wenige Minuten später steht er im Gemeindehaus von St. Joseph zu Bottrop.

Graue Gardinen, gebastelter Osterschmuck, ein paar Primeln und 20 Augenpaare, die konzentriert das Muster der Tischdecke studieren. Beifall für den Besucher? Stattdessen Fragen ohne Zahl. Was wird aus dem Kindergarten, was aus unserem Jugendheim, was aus den Pfarrbüros? Ist die Altenbetreuung gesichert? Was ist mit dem Fahrdienst, will jemand wissen, „wie komme ich sonst von der Kirche nach Hause“?

All das hört sich Genn geduldig an. Er sichert zu, „Anregungen und Kritik“ mit nach Essen zu nehmen. Er bittet die lieben Brüder und Schwestern,

doch nicht sofort „von der Klage zur Anklage“ zu kommen. Dann hat er genug gehört. „Eine Sozialgestalt von Kirche geht nicht zu Ende“, ruft er kraftvoll durch den Saal, „sie ist zu Ende!“ Ein etwas rätselhafter Satz.

Zwei Stunden und drei Wasserflaschen später sitzt Genn wieder neben seinem Hut im Auto. Er erinnert sich an all jene, „die mir am Anfang Angst machen wollten, als sie von meinen Plänen hörten“. Lieber Himmel, Herr Bischof, „wenn wir jetzt Kirchen schließen, bleiben uns doch noch mehr Leute weg“. Er mag es nicht mehr hören. „Ein Gottesdienst im Pfarrsaal? Warum eigentlich nicht!“ So ist die religiöse Lage, das Ende der Komfortzone ist erreicht.

### ***Kirchen könnten zu Kletterzentren werden oder auch zu Ärztehäusern***

Also wird sondiert. „Kirchen sind Zelte“, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Was sind diese Zelte wert? Heinz-Peter Heidrich hat man gefragt, den Vorstandssprecher der Bank im Bistum Essen. Ein Diplomvolkswirt und Katholik, sein Haus gewährt dem Bischof die Kredite. „Kirchen stellen keine Sicherheiten dar“, hat Heidrich kühl geantwortet, sie seien „in dem Sinne“ nicht zu verwerfen. Wenn man überhaupt etwas sagen könne, dann dies: „Der Wert einer Kirche bemisst sich nach dem Grundstückswert minus Abrisskosten.“

Seitdem prüft „das Gebäudemanagement“ des Bistums, seinerzeit von McKinseys Leuten dringend eingefordert, nun anderweitige Verwendungsformen einer Kirche. Herbert Fendrich, Kulturbeauftragter des Bistums, möchte die sakralen Räume am liebsten für „kirchennahe Einrichtungen“ nutzen. Fendrich denkt an Altenheime, Kinderheime oder an eine Heimstatt für die Caritas. Wenn das nicht geht, kämen auch Kletterzentren in Betracht, Restaurants oder notfalls auch ein Ärztehaus.

Hat die evangelische Kirche nicht vorgemacht, was alles denkbar ist, sind die Bänke erst mal rausgeschleppt? Im Sauerland machte in einem ehemaligen Gotteshaus die Tanzkneipe Don Camillo auf, die Johanneskirche in Weil am Rhein beherbergt nun die Stadtbibliothek, in die 200 Jahre alte Dorfkirche im brandenburgischen Mi-

low zog die örtliche Sparkasse ein, und nebenan in den Niederlanden klingen in den Chören bereits die Supermarktkassen.

### ***„Ich sag mal so“, sagt der Küster, „Hauptsache, kein Puff“***

Ein Tabu gibt es, immerhin, an dem auch das Bistum Essen nicht rühren will: Keine Bar! Keine Moschee! Insoweit gelten die „Arbeitshilfen 175“, von der Deutschen Bischofskonferenz an Allerheiligen 2003 offenbar in einem Zustand tiefer Sentimentalität verfasst. „Eine Kirche“, stellen die Bischöfe da fest, „ist ja nicht irgendein Gebäude.“

Sie raten „bei der Profanisierung“ zu einem Ritus „mit aller Feierlichkeit“. Am besten ist die Kirche beim Abschied „festlich geschmückt, alle Kerzen (vor allem auch die Kerzen bei den Apostelkreuzen) sind entzündet.“ Was jedoch nicht infrage kommt, ist „die kultische Nutzung durch nichtchristliche Religionsgemeinschaften (zum Beispiel Islam, Buddhismus, Sekten)“, diese „ist – wegen der Symbolwirkung einer solchen Maßnahme – nicht möglich“.

Uneingeschränkt gilt dies auch für St. Marien in Bochum, einen neugotischen Bau, 1868 bis 1872 errichtet. Bis auf ihren Turm wurde sie im Krieg zerstört, später wiederhergestellt, ein beeindruckendes Zeugnis der Bochumer Geschichte. Trotzdem fehlt sie in der Denkmalliste der Stadt. Sie ist das erste Gotteshaus im Bistum, von dem man sich trennte. Rußgeschwärzt, mittlerweile von einem Bauzaun und leeren Bierflaschen umsäumt. 2003 wurden zum letzten Mal die Kerzen angezündet. Dann kam der Spediteur Schenker mit seinen Lastwagen.

Die Messgewänder, die Orgelpfeifen, die 54 Bänke, alles wurde aufgeladen und nach Donezk in der Ukraine geschafft, in Bochums Partnerstadt. Jetzt ist die Kirche ein ganz profaner Ort, an dem der Kalk von den Wänden rieselt. Nicht zum Ansehen.

Also lässt Peter Knobel, der ehemalige Küster, keinen mehr rein, „auch die vom Bistum nicht“. Er hat den Schlüssel, und den gibt er nicht raus. Knobel schützt die Totenruhe seiner Kirche. Was jetzt werden soll? „Hauptsache“, meint Knobel



bei einem Pils im Kolpinghaus, „ich sag mal so, Hauptsache, kein Puff.“

Dann erinnert er sich an den Besuch des Bischofs, der vor ein paar Wochen in der Gegend war. „Die Marienkirche liegt mir schwer im Magen“, habe Felix Genn gesagt. Das hat Knobel gut gefallen. „Die Trauer auch bei diesem Mann.“ Zwei Tage später, wie jeden Dienstag um 17.15 Uhr, hat er wieder auf den Knopf gedrückt, „und hab sie läuten lassen“. Einfach so. Nicht alle Glocken im Turm, nur drei. „Alle vier mach ich nur an den hohen Feiertagen an.“

Unter dem Eindruck einer solchen Treue ist im Essener Bistum selbst ein Mann wie Generalvikar Hans-Werner Thönnies ins Grübeln gekommen. Stimmt das Tempo der Veränderung? Was ist mit der Rücksicht auf die Seelen? „Vielleicht war es falsch, dass wir beim Geld anfangen“, rät der Vikar. „Wir hätten stärker die pastoralen Fragen berücksichtigen müssen.“ Dann aber ist er wieder schnell ganz bei sich.

Hans-Werner Thönnies, 1953 in Essen geboren, kam zusammen mit dem Bischof ins Amt. „Wir verstehen uns blind“, beschreibt er das Verhältnis zum Chef. Auch ohne große Worte sind die Rollen der beiden fest umrissen. Genn steht für die guten Nachrichten, der Vikar mehr für den Rest. Also füllt Thönnies seinen Part nach Kräften aus.

Im bischöflichen Haus wirkt er wie jemand, der sich in der Tür geirrt hat. Von Kardinal Hengsbach zum Priester geweiht, ist er inzwischen zu einem Manager gereift, der ohne großen Anlauf von dem „Produkt Kirche“ spricht. Einer, der Kosten trimmt und kaum hinhört, wenn jemand in Bototrop einen Fahrdienst für den Kirchengang fordert. Thönnies, randlose Brille, ein Mann mit Kurzhaarschnitt, der die Zahlen im Kopf hat, der am Ende eines langen Sanierungstages, statt im Herrgottswinkel Zwiesprache mit dem Schöpfer zu halten, freudig joggend durch den Stadtwald keucht.

Vor seiner Verwendung in Essen war Thönnies als Regens am Priesterseminar in Bochum für die Ausbildung zuständig. Die Idee, mit Hilfe einer Werbeagentur dem Priestermangel zu begegnen, kam von ihm: „Wir brauchen keine frommen Jungs. Wir brauchen Priester.“ Oder: „Wer Licht

in die Welt bringen will, wird Elektriker oder Priester.“ So lauteten die Zeilen der Kreativen auf frohen Postkarten mit lächelnden Jünglingen beim Ballspielen.

Als Folge der Kampagne meldete sich zwar der Verband der Elektriker in Bochum, der begeistert war und sich, „für unsere Mitglieder“, ein paar von diesen netten Karten wünschte. Weitere Nachfragen blieben aus. Zurzeit werden in Bochum 22 Priesterkandidaten gezählt, 60 hätten im Hause bequem Platz. Der Generalvikar findet die werbliche Anstrengung trotzdem richtig, es sei „ein Signal“ gewesen.

Nach Lage der Dinge sei die Kirche – „Der größte Bremser ist das System“ – auf einen neuen Typus von Priester angewiesen. Auf Seelsorger, die verstanden haben, „dass wir nicht mehr die Sicherheit bieten können, die sich viele wünschen“. Für einen Augenblick führt der Generalvikar die Hände zusammen wie zu einem Gebet. „Ja“, doziert er dann, „Seelsorge wird ein Stück Abenteuer, sie ist nichts mehr für die frommen Jungs.“

So drückt er aufs Tempo, ganz so, als sei die Kirche mittlerweile auf dem Weg an die Börse. Eine Synode vor Beginn der Reformen, gar etwas mehr Demokratie? „Nein, diese Zeit haben wir nicht.“ Was er von seinen Katholiken erwartet, ist „ein schnellerer Blick nach vorn“.

Also führen seine Mitarbeiter jeden Tag Buch über die Leistung des Essener Reformmotors. Sie „dokumentieren jeden Schritt“, auch zur Anschauung für all die Prokuristen in anderen deutschen Bistümern, die den ganzen Weg noch vor sich haben. Genug Stoff wäre da für „eine Anleitung, wie man es macht“. Vielleicht gebe er zu seinem Thema tatsächlich mal was heraus, in ein paar Jahren, dann, wenn es wieder ruhig geworden ist in Essen. „Ein Büchlein“ allenfalls, mehr soll es nicht sein.

Die Katholiken im Ruhrbistum führen in diesen Tagen nicht nur wegen der österlichen Fastenzeit ein entsagungsreiches Leben. Erbauung und Trost? Immerhin, es bleibt ihnen die Domschatzkammer, ein ewiger Ort der Ruhe im Schatten des Essener Münsters mitten in der City.

Direkt nebenan, auf der Kettwiger Straße, wurde vor ein paar Tagen in rasender Fahrt ein Nissan Pick-up in ein Juweliergeschäft gesteuert. Jetzt sucht die Polizei nach den Tätern, den Uhren und dem Auto. Von solcher Hektik bekommt man in der Schatzkammer nichts mit.

Die Stiegen führen hinauf und wieder hinunter. Die einzigartigen Kunstschatze der Essener Äbtissinnen, die kleine Krone Kaiser Ottos III., der als Kind schon zum deutschen König wurde, die Armreliquiare und die Pariser Gewandspangen – mit Perlen und Edelsteinen besetzt – funkeln ein bisschen verloren im Raum. Das Kapitelkreuz aus dem 14. Jahrhundert, „Silber vergoldet“, unbeachtet und erhaben steht es in der Ecke, nicht weit von der Vitrine mit dem Bischofsring, aus „Gold und Presskohle“ von „Kumpel Franz“.

Paderborn, eine Schatzkammer ganz anderer Art, gut 150 Kilometer von Essen entfernt: Paderwall heißt die Straße, an der er wohnt. Dritter Stock, Eugen Drewermann bittet hinein in seine „Bücherhöhle“, kurz neigt er den Kopf, der Händedruck ist sanft, an die zwanzig Therapiegespräche macht er hier noch immer jede Woche.

Die Bischöfe gegen Drewermann, Drewermann gegen die Bischöfe – viele Katholiken haben den Konflikt gebannt verfolgt, weil darin Zweifel zur Sprache kamen, die sie selbst umtrieben. Er trägt seine Strickjacke, Sandalen mit derben Socken. Noch immer hat er kein Telefon, keinen Külschrank und ein Auto auch nicht. Ablenkung hat er sich niemals gestattet. Mit langsamem Schritt geht Drewermann die Regale entlang, in einer Bücherlücke brennt eine rote Lampe aus Salzkristall. „Die finde ich schön“, es bleibt an diesem Nachmittag bis auf Weiteres der einzige heitere Satz.

Seit vielen Jahrzehnten hat er als Theologe auf die Fehlentwicklungen in der Kirche hingewiesen, auf das gestörte Verhältnis zwischen den Gläubigen und denen, die man bei Branco in Gelsenkirchen als „das Bodenpersonal Gottes“ bezeichnet. Kleriker. Psychogramm eines Ideals heißt sein heiß diskutiertes Buch aus dem Jahre 1989. Viele Priester empfanden es als „Netzbeschmutzung“, der Erzbischof von Paderborn entzog ihm die

Lehrerlaubnis und erteilte das Predigtverbot. „Ich wurde für verrückt erklärt.“

Doch Drewermann schreibt weiter. 15 000 Anhänger lesen noch immer jedes neue Werk, „mein Durchlauf“, wie es der Autor nennt. Als Gast in Talkshows sagt er seine Meinung, in seinem Wohnzimmer, wo sich auch das Bett befindet, stapeln sich die Kassetten dieser Auftritte zu schwankenden Türmen.

Schon vor 40 Jahren habe er davor gewarnt, neue Kirchen zu bauen, übrigens auch der „alutraumartigen Heizkosten“ wegen. „Was wir brauchen, sind Mehrzweckhallen, Räume für Theater, für Begegnungen.“ Wie er es in Erinnerung hat, „finden diese Austritte aus der Kirche mit der 68er Generation an. Schon damals drohte der Status der Volkskirche, ihre Betreuung für jedes Dorf, auseinander zu brechen.“ Einen Moment hält Drewermann inne, es gibt so viel, was sich zur Not der Kirche und der Menschen sagen ließe. Vieles ist kompliziert, die einfachen Worte möchte er finden. „Wenn ein Haus brennt“, meint er dann, „dann muss die Feuerwehr kommen, dann hilft keine Gebäudeordnung, die versichert, dass es keine Brände geben kann.“

Kierkegaard, Erich Fromm, Wolfgang Borchert, die Bibel – gedankliche Stützen für seine Thesen findet er fast überall. Ganze Passagen aus dem Evangelium, aus Romanen, aus der Lyrik, aus den eigenen Büchern zitiert Drewermann flüssig aus dem Kopf. Schräg hinter ihm, an der Wand des Zimmers, hängt ein metergroßer Kunstdruck, ein Schlachtengemälde. Otto Dix. Furchterregend, eine Apokalypse, ein Weltuntergang. Flandern 14 heißt das Werk, auch das hat er mal interpretiert.

Was macht die Kirche richtig? Die Frage überrascht ihn. „Eigentlich“, antwortet Drewermann lächelnd, „hätte sie so viele schöne Bilder zu vermitteln.“

Sind die Helden eines jahrzehntelangen Kampfes nun müde geworden? Die Bischöfe rufen McKinsey, und der ewige Rebell ist vor wenigen Monaten, an seinem 65. Geburtstag, aus der Kirche

ausgetreten. Eher lakonisch als kämpferisch wiederholt er noch einmal seine alte Diagnose: „Die Hauptmacht der Kirche war ihre Kontrolle über die Schuldgefühle, dies gelingt nicht mehr.“ Und wenn es nicht nur die Schuldgefühle sind?

Am nächsten Tag berichten die Zeitungen, dass die Diözese München und Freising für den Besuch des Heiligen Vaters im Herbst fünf Millionen Euro bereitgestellt hat. Bereits nach einem Tag seien für einen Auftritt des Papstes in München 10 000 Bestellungen für Platzkarten eingegangen. Die neue Strahlkraft ist nicht zu übersehen. Ist es das, was am Ende der Reformen steht? Bündelung der Kräfte für ein Woodstock der Gläubigen? Kirche als Event?

Allzu schnelle Schlüsse verbieten sich, wie es aussieht. Aus leeren oder gar geschlossenen Kirchen folgt nicht, dass die christlichen Gefühle erloschen wären. Sie lodern hell auf beim Katholikentag, bei den Taizé-Treffen oder wenn der Papst die Jugend nach Kerpen ruft – und genauso sehr, wenn sein Bistum Essen den Gläubigen fast hundert Kirchen vor der Nase zuschlägt, auf immer. Dann erwacht das schlafende religiöse Gefühl. Dann schießt es für einen Moment für ein Ziel mit der Kirche in eins. Dann ist einmal nicht mehr Alltag, Gewohnheit oder Achselzucken.

In Nordrhein-Westfalen ist der deutsche Papst schon gewesen. Einhundert Millionen Euro hat der Weltjugendtag gekostet, ausgerichtet an ganz profaner Stelle, auf einem Braunkohlenfeld bei Kerpen. Es wurde aufgeschüttet, abgetragen und planiert, dann endlich stand der Altar.

Hunderttausende verfolgten den Gottesdienst im Freien, danach fahren sie nach Hause zurück. Nach Essen, Bochum oder anderswo. Im grünen Pfarrbrief von St. Georg in Gelsenkirchen findet das Ereignis später noch einmal auf Seite 14 links unten Erwähnung. Niemand der Verantwortlichen im Bistum Essen, der von sich aus auf jenes Ereignis im Herbst zu sprechen käme.

Unterdessen hat der Bischof einen Brief nach Gelsenkirchen geschrieben. Er will die Kirche von St. Georg einstweilen weiter mit seinen Steuermitteln

unterstützen. Bei Branco sind sie froh. „Ein Sieg.“ Nach 29 Tagen kann die Mahnwache nun eingestellt werden.

Inge Labsch beugt sich dem Reporter entgegen. Sie habe vor kurzem hier in ihrer Küche einen Film gesehen, Gottes verlassene Häuser oder so ähnlich. Jemand habe darin erzählt, dass man in seiner ehemaligen Kirche nun Teakholzmöbel verkaufe. Es sei eigenartig, aber immer noch machten die Kunden ein Kreuzzeichen, wenn die das Geschäft betreten.

Zu Ende geguckt hat sie die Sendung nicht. Frau Labsch musste weg. Eine Andacht in der Kirche.



## Mathias Irle

Geboren: 30. September 1976

Wohnort: Düsseldorf

Mathias Irle besuchte die Journalistenschule Axel Springer in Hamburg und ist seit 2004 Redaktionsmitglied und Autor beim Wirtschaftsmagazin brand eins.

# Jenseits des Tellerrands

Handwerker können eine Region stark machen.  
Wenn nicht alle ihr eigenes Süppchen kochen.

Erst wurde die Region Bregenzerwald im westlichsten Zipfel Österreichs als förderungswürdig von der EU eingestuft. Dann kamen mit den EU-Geldern jede Menge Berater. Und als sie 1999 wieder gingen, hinterließen sie den 30000 Einwohnern in ihren 22 Kleinstgemeinden mit rund 400 Handwerksbetrieben eine gut gemeinte Idee: Der „Werkraum Bregenzerwald“, eine Art Dachorganisation für das regionale Handwerk, sollte alle drei Jahre den Gestaltungswettbewerb „Handwerk und Form“ organisieren. Internationale Designer und Architekten sollten mithilfe von Handwerkern aus der Region ihre Ideen umsetzen – und so das Bregenzerwälder Handwerk bekannt machen. So klingt oft das Ende einer EU-Förderungsgeschichte.

Anders im Bregenzerwald. Dort traf die Idee auf eine neue Generation von Handwerkern, die gerade die alteingesessenen Betriebe der Eltern übernommen hatten. Unter ihnen herrschte, so der Schreiner Markus Faißt, „eine kulturelle und emotionale Unzufriedenheit“. Ihnen kam der Werkraum gerade recht.

Heute, gut sieben Jahre später, ist die Marke Bregenzerwald ein Begriff. Es gibt eine permanente Ausstellung in der Region, in der man Möbel, Teppiche, Kleider, Schmuck oder Bodenbeläge sieht – alles in hochwertigem, schlichtem, sehr zeitgemäßem Design. Es wird eine Zeitschrift herausgegeben. Es gibt einen Internetauftritt. Der Wettbewerb „Handwerk und Form“ findet in diesen Tagen zum dritten Mal statt – mehr als 110 Designer und Architekten aus der ganzen Welt haben sich beworben.

Und es gibt mit Karin Kaufmann eine Halbtagskraft, deren Hauptaufgabe es ist, die zahlreichen Besuchsanfragen von Journalisten und Politikern zu koordinieren. Denn nun wollen viele wissen, wie das funktionieren kann: die Stärkung des Handwerks in einer Region.

Auf den ersten Blick eine merkwürdige Frage. Wen interessiert das Handwerk? Jahrzehntlang galt es als verstaubt und rückwärtsgewandt. Schaut man sich die Pressearchive der vergange-

nen zehn Jahre an, so gibt es außer in Handwerkerfachzeitschriften im Grunde keine erwähnenswerten Berichte – sieht man von Debatten über die Notwendigkeit von Meistertiteln, das Problem der Schwarzarbeit oder die Bedrohung alteingesessener Handwerker durch polnische Fliesenleger ab. Und auch in der Politik standen statt den Handwerkern Großkonzerne, Zukunftstechniken oder der Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft im Fokus des Interesses.

## **Warum also pilgern so viele in den Bregenzerwald?**

Unter anderem deshalb, weil viele Kommunalpolitiker ein baldiges Ende der EU-Agrarsubventionen erahnen – und nach neuen Beschäftigungsfeldern für die Bauern suchen, die dann keine Unterstützung mehr erfahren werden. Und weil man langsam die bisher oft völlig unterschätzte Bedeutung des Handwerks für die Entwicklung und den Wohlstand einer Region erkennt.

Rund 923000 Handwerksbetriebe, in denen zirka 4,8 Millionen Menschen arbeiten und rund 480000 Lehrlinge eine Ausbildung erhalten, gab es im vergangenen Jahr allein in Deutschland. Anders ausgedrückt: 12,4 Prozent aller Erwerbstätigen und 30,7 Prozent aller Auszubildenden sind hierzulande im Handwerk tätig. Gemeinsam erwirtschafteten sie 2005 einen Umsatz von 456 Milliarden Euro.

Viele Handwerksbetriebe in einer Region bedeuten nicht nur viele Arbeitsplätze, Ausbildungsmöglichkeiten, eine gute Sozialstruktur und eine hohe Wertschöpfung, sondern auch einen hohen Grad an Innovationskraft. Denn Handwerker sind nicht nur selbst oft Tüftler. Sie sorgen auch dafür, dass Innovationen aus der Industrie oder den Universitäten sich auf dem Markt durchsetzen. Die Handwerker sind es, die die Solaranlagen dem Kunden nahe bringen und auf dem Dach montieren. Und sie sind es auch, die von den Alltagsproblemen erfahren, die Menschen mit neuen Techniken haben.

von **Mathias Irle**  
*brand eins*,  
1. September 2006

Manchmal hat das zur Folge, dass Rückmeldungen an die Industrie erfolgen, die daraufhin ihre Produkte verbessert. Und immer wieder führt es auch dazu, dass Handwerker sich selbst einer Sache annehmen, ein neues Unternehmen gründen und zum Mittelständler reifen. So lautet das Fazit der Studie „Zukunft Handwerk!“, die verschiedene Handwerkskammern vor kurzem beim Marktforschungsunternehmen Prognos in Auftrag gegeben haben. „Das Handwerk leistet entscheidende Beiträge zur Innovation in Deutschland. Die Rolle des Handwerks ist vielfältig und erstreckt sich über den gesamten Innovationsprozess.“

Außerdem gilt: Ist einmal eine kritische Menge an Handwerksbetrieben und Industrieunternehmen in einer Region überschritten, kann eine fruchtbare Wechselbeziehung entstehen, die in Wohlstand für die gesamte Region mündet. Das Handwerk fragt die Produkte der regionalen Industrie nach. Die Industrie übernimmt gern die gut ausgebildeten Lehrlinge aus den Handwerksbetrieben. Und gegenseitig inspiriert man sich, sodass immer wieder innovative, marktreife Produkte entstehen. Kilian Bizer, Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Göttingen und gleichzeitig Direktor des dortigen Seminars für Handwerkswesen, sagt: „Viele denken nur an den Bäcker oder den Friseur, wenn vom Handwerk die Rede ist. Dabei gibt es vor allem im Metallbereich unglaublich innovative Betriebe. Das Handwerk allein kann keine Region stark machen. Aber dort, wo sich eine Industrie gut entwickelt, dort entwickelt sich auch ein gutes Handwerk. Und umgekehrt.“

***Die geistige Armut ist das größte Problem des Handwerks. Sagt eine, die es wissen muss***

Das Paradebeispiel für eine solche Entwicklung ist Baden-Württemberg, erklärt Christine Ax. Die Unternehmerin und Wissenschaftlerin hat jahrelang die Zukunftswerkstatt der Hamburger Handwerkskammer geleitet. Im 17., 18. Jahrhundert hat man die Bauernhöfe in Baden-Württemberg drastisch zwangsverkleinert. Die Erträge der Höfe reichten plötzlich nicht mehr. Die Bauern mussten etwas dazuverdienen – aus der Not heraus gründeten sie kleine Handwerksbetriebe, wurden geschäftstüchtig und weltläufig. Das ist einer der Gründe für die heutige Stärke der Stuttgarter

Region“, sagt Ax, die nicht müde wird, immer wieder auf die Bedeutung des Handwerks hinzuweisen.

Vor allem jetzt, da die Chance bestehe, dass die Handwerker ihre Minderwertigkeitskomplexe ablegen. Christine Ax empfiehlt ihnen, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen und neue Erfahrungen zu sammeln, denn „dort, wo Handwerk mit Bildung gepaart wird, wo Quereinsteiger handwerklich tätig werden, wo Anregungen von außen zugelassen werden, da floriert die Region“. Und: „Die geistige Armut ist das größte Problem des Handwerks.“

Der Schreiner Markus Faißt aus dem Bregenzerwald ist einer dieser neuen, weltoffenen Handwerker. Der heute 44-Jährige machte erst eine Lehre zum Schreiner in seiner Heimat, um dann für vier Jahre als Entwicklungshelfer nach Kolumbien zu gehen. So fremd sei ihm Südamerika damals vorgekommen, dass es ihn geschmerzt habe. Um den Schmerz zu lindern, beschäftigte er sich intensiv mit seiner Heimat, fragte sich, was seine Wurzeln waren. „Ich musste mir im Geiste etwas aufbauen, um die Sehnsucht zu ertragen.“ Nach einem anschließenden wirtschaftlichen Aufbaustudium und zwei Jahren Arbeit bei einem „akademischen Innenarchitekten“ in Wien kehrte er 1992 in seine Heimat zurück und übernahm den Betrieb seines Vaters.

Dort engagiert er sich nun im Werkraum und hat beim jüngsten „Handwerk-und-Form“-Wettbewerb mit einem deutschen Produktdesigner eine „Tischbank“ hergestellt. Diese Kombination aus Tisch und Bank wurde bei dem Wettbewerb ausgezeichnet und war mittlerweile auf den wichtigsten Möbelmessen in Deutschland, Italien und Japan. Davon profitieren Markus Faißt und die Region.

Der Designer hat den Schreiner nach der guten Zusammenarbeit nun für ein Projekt in der Münchener Pinakothek vorgeschlagen. Und dem Bregenzerwald gelingt es dank solcher Kooperationen trotz der immer größer und billiger werdenden Konkurrenz aus Osteuropa, die alten Wurzeln des Handwerks und seine aufwendigen Verarbeitungsverfahren zu bewahren. Denn die Kunden sind bereit, für zeitgemäßes Design in Verbindung mit hoher handwerklicher Qualität zu zahlen.

An der Modernisierung des Handwerks durch Kooperationen arbeitet auch der Ingenieur Reinhold Bottin in Nordrhein-Westfalen (NRW). Seit gut 20 Jahren ist er mit seinen Kollegen vom Technologie-Transfer-Ring Handwerk für NRW



zwischen Minden, Köln, Oberhausen und Siegen unterwegs, um Handwerksbetriebe durch neue Ideen zu inspirieren. Finanziert werden sie zur einen Hälfte von den Handwerkskammern, zur anderen vom Wirtschaftsministerium NRW.

Bottin und sein Team beraten bei technischen Problemen und stellen möglicherweise hilfreiche Kontakte zu Hochschulen und Forschungseinrichtungen her. Ein wichtiges Ziel ist es, Handwerkern neue Techniken nahe zu bringen. Jeden Monat fährt Bottin mit seinen Kollegen an eine Hochschule oder ein Fraunhofer-Institut und informiert sich dort über aktuelle Forschungsprojekte. Zeichnet sich ein für das Handwerk interessantes Thema ab, wird eine Informationsveranstaltung organisiert. Vor kurzem etwa zur LED-Technik (LED steht für Light Emitting Diode, Leuchtdiode). Im Schnitt erscheinen 150 Handwerker bei solchen Gelegenheiten, um dazuzulernen und sich auszutauschen.

Die Ergebnisse lassen sich sehen. So entstand eine fruchtbare Kooperation zwischen einem Handwerksbetrieb und einem medizinisch-psychologischen Fachbereich, wo „Lichttherapie“ erforscht wird. Der Handwerker baut die entsprechenden Geräte, die gemeinsam mit den Wissenschaftlern ständig verbessert werden.

### **Bingo? Nicht unbedingt.**

In der Region Göttingen-Braunschweig-Hannover hat man zunächst den Austausch unter den bestehenden Handwerksunternehmen untersucht, um herauszufinden: Wer hat eigentlich mit wem etwas zu tun? Denn, so Professor Bizer: „Es gibt dort auf dem Land viele Handwerker, die zwar national agieren, aber sich kaum mit ihrem Nachbarbetrieb austauschen.“ Statt auf Anregungen von Designern oder von Universitäten setzt man im Raum Göttingen auf die gegenseitige Inspiration der Handwerker. Bei Veranstaltungen, die von der Universität Göttingen initiiert werden, trifft etwa der Küchenbauer, der auf der Suche nach einer harten Arbeitsplatte ist, auf den Handwerksbetrieb aus dem Nachbarort, der spezialisiert ist auf Verhärtung von Oberflächen.

Von den 1312 Handwerksbetrieben, die in der Prognos-Studie schriftlich befragt wurden, gaben 40 Prozent an: „Wir werden aufgrund von Finanzierungsproblemen an der Umsetzung innovativer

Ideen gehindert.“ Der Grund dafür ist, dass die meisten Handwerksbetriebe nur über eine dünne Eigenkapitaldecke verfügen. Vor allem in Zeiten, in denen durch die sogenannte Basel-II-Regelungen den Banken strengere Vorgaben für die Kreditvergabe gemacht wurden, gibt es für viele Handwerker keine attraktiven Darlehen mehr. Gleichzeitig sind die Renditen, die Handwerker erwirtschaften, oft zu klein, als dass sie für Risikokapitalgeber interessant wären.

Ein Problem, das das Handwerk hemmt – und es, wenn es auf kluge Weise gelöst wird, beflügeln kann. So etwa in der norditalienischen Region Friaul, im sogenannten Dreieck der Stühle. Rund 1000 kleine Handwerksbetriebe produzieren dort in Arbeitsteilung einen Großteil aller weltweit hergestellten Stühle. Experten wie der Wirtschaftsprofessor Alberto Guenzi halten vor allem das Verhalten der lokalen Bank Cassa rurale ed artigiana di Manzano für entscheidend für die Entwicklung der Region. Die Bank engagiert Handwerker, die sie bei der Kreditvergabe für Handwerksbetriebe beraten, etwa, indem sie sich durch persönliche Besuche ein sehr genaues Bild von den Kollegen machen. Anschließend teilen sie ihre Einschätzung den Bankern mit. Als Folge dieser Maßnahme florierten nicht nur die Handwerksbetriebe im Stuhldreieck, sondern auch die Bank.

Anlaufstellen für solche und andere Kooperationen zwischen Handwerk und anderen Institutionen gäbe es gerade in Deutschland mehr als genug: etwa die Handwerkskammern, in denen Handwerksbetriebe Pflichtmitglied sind. Sie können durch Beratungen etwa über EU-Gelder-Förderung, Existenzgründerseminare oder Hilfsangebote im Insolvenzfall einen sehr wichtigen Beitrag zur Regionalentwicklung leisten. Und sie können helfen, die Interessen der Handwerker einer Region zu bündeln.

### **Die ideale Konsumentengruppe für das Handwerk hat schon einen Namen: Lohas**

Zum Beispiel durch das Schaffen einer gemeinsamen Präsentationsplattform, einer Marke wie der „Werkraum“ im Bregenzerwald. Etwas Ähnliches gibt es auch im Dreieck der Stühle, wo die Marketingdachorganisation „Promosedia“ etwa eine Möbelmesse organisiert. Und im Göttinger Raum

**Zum Weiterlesen:** „Landschaft des Wissens“ heißt ein weiteres Projekt, mit dem die österreichische Region Kärnten versucht, nützliche Anregungen für das Handwerk in die Region zu holen. Kernstücke des Projektes sind Symposien und Buchveröffentlichungen zu Regionalthemen. Das jüngste Symposium fand im Juni 2006 unter dem Motto „1. Internationale Handwerkergespräche am Weissensee“ statt. Die dazu entstandene, empfehlenswerte Veröffentlichung heißt „Strategien des Handwerks“ und ist bei Haupt erschienen. ([www.landschaft-des-wissens.org](http://www.landschaft-des-wissens.org))



versucht man den Begriff „Genius Göttingen“ zu etablieren. Einen anderen Weg geht das Leipziger Unternehmen Tectonet (siehe brand eins 01/2004), das die Interessen von Handwerkern bei der Bewerbung um öffentliche Bauaufträge bündelt. Die Vergabeverfahren sind häufig so komplex, dass sie kleine Betriebe überfordern. Zudem werden die Aufträge allein aufgrund ihrer Größe normalerweise an Baukonzerne vergeben. Seit der Gründung von Tectonet 2001 haben die beiden Geschäftsführer Axel Dietrich und Rafael Salzberger daher eine Kartei von mittlerweile mehr als 400 Handwerksbetrieben angelegt, mehr als 300 kommen aus der Region um Leipzig.

Entdecken die beiden Vermittler einen interessanten öffentlichen Auftrag, bewerben sie sich darum, zerlegen ihn und bieten die einzelnen Teile den Handwerkern aus ihrem Pool an. Erst wenn der Auftrag schließlich gewonnen ist und der Auftraggeber gezahlt hat, müssen die Handwerker an Tectonet fünf Prozent der Auftragsnummer überweisen. Ein faires Verfahren, bei dem neben der Tectonet GmbH und den Handwerkern vor allem die Region profitiert.

Genau wie durch die Zunft AG, so zumindest der Plan. Seit der Gründung des Unternehmens im Jahr 2000 kauft oder mietet die Zunft AG brachliegende Industrieflächen in deutschsprachigen Ballungszentren. Gegen eine günstige Miete können sich anschließend Handwerker in den Gebäuden einmieten und ihre Produkte dort anbieten. So sollen in den Innenstädten große, marktähnliche Orte entstehen, in den zu rund 50 Prozent regional Erzeugtes gekauft werden kann.

Das Konzept erinnert an das des Versandhandels Manufactum, allerdings sollen die Produkte billiger angeboten werden. „Und zum Großteil auch durch den Erzeuger angeboten und verkauft“, sagt der Fachbeiratsvorsitzende der Zunft AG, Christoph Hinderfeld. Zielgruppe: die immer größer werdende Konsumentengruppe der Lohas (Lifestyles of Health and Sustainability), Leute also, die einen gesunden und nachhaltigen Lebensstil schätzen. In Zukunft müssten sie dann nicht mehr an verschiedene Orte fahren, um in Handarbeit produzierte Waren zu kaufen, sondern nur noch etwa zur Rinderauktionshalle nach Berlin oder zum Kraftwerk in Erfurt. Die Anzahl potenzieller Kunden für jeden einzelnen Handwerker steigt – dank der gemeinsamen Vermarktungsplattform – gewaltig.

So also, durch Inspiration von außen und die Bündelung von Interessen, könnte es sich entwickeln,

das Handwerk in einer Region und damit die Region an sich.

### **Könnte.**

Wäre da nicht die Unklarheit, wer überhaupt dafür zu sorgen hat, dass es dem Handwerk langfristig gut geht: die Politik, weil sie den nachhaltigen Nutzen des Handwerks für die Menschen und die Wirtschaft erkannt hat? Oder die Handwerker selbst, die ein Interesse daran haben sollten, dass ihre Existenz auch in Zeiten der Globalisierung gesichert bleibt?

„Die Weitsicht ist Sache der Politik“, sagt Karin Kaufmann, die Halbtagskraft beim Werkraum im Bregenzerwald. „Man kann nur an einigen Stellen Initialzündungen geben und dann hoffen, dass die Handwerker die Dinge weiterführen“, sagt Professor Bizer von der Universität Göttingen. Fast alle Beteiligten sind sich einig: Handwerker muss man häufig zu ihrem Glück tragen. Sie sind es nicht gewohnt, über sich oder ihre Strategie nachzudenken. Sie sind oft sehr misstrauisch, wenn es um die Zusammenarbeit mit anderen geht. Und sie haben meist nicht die Kapazitäten, um Zeit oder Kraft in Dinge zu investieren, deren direkter Nutzen nicht klar erkennbar ist.

„Eine träge Masse gibt es überall“, sagt dazu Christine Ax. Und Bizer meint: „Wir müssen auf die Pioniere unter den Handwerkern setzen. So wie bei der Ausbildung von Handwerkern auch auf Dinge wie Sozialkompetenz Wert legen.“

Einsatzmöglichkeiten für solche kommunikative Fähigkeit gibt es überall, wo man versucht, das regionale Handwerk zu stärken: Im Bregenzerwald herrscht etwa derzeit Uneinigkeit über den Mitgliedsbeitrag für den Werkraum. Die einen sagen, mit 150 Euro plus 30 Euro pro Mitarbeiter und Jahr sei er zu hoch. Bei einem niedrigeren Beitrag würden sich noch mehr als die momentan 70 von 400 Handwerksbetrieben des Bregenzerwalds engagieren. Die anderen finden die Höhe angemessen. Sie ärgern sich aber darüber, dass sie mit ihrem Mitgliedsbeitrag für eine Verbesserung des Images der gesamten Region und damit auch der 330 nicht zahlenden Handwerksbetriebe sorgen.

Und in Norddeutschland haben die Göttinger und die Northeimer um den Namen gerungen, mit dem sie nach außen auftreten wollen. Bis die Northeimer bereit waren, die Marke „Genius Göttingen“ zu akzeptieren, war es ein langer Prozess. Und ein hartes Stück Arbeit für die Region.



## Nikolaus Nützel

Geboren: 9. Oktober 1967

Wohnort: München

Nikolaus Nützel hat 1994 sein Studium der Diplom-Journalistik an der Deutschen Journalistenschule in München abgeschlossen und arbeitet seither als Freier Journalist.

# Alleine gegen den Strom – Ein Besuch bei Deutschlands kleinster Bank

## *Zuspielung Geräusche Konto- buchungsmaschine, Vogt*

Da wird dann das Kontoblatt vorgesteckt und die Kontonummer eingetippt, dann kommt der Saldo-vortrag, und das Datum und der Betrag. Und der Mann hat jetzt so viel abgehoben, und so viel. Und jetzt rechnet die Maschine die Differenz. Das sind die Beträge, die muss ich jetzt eingeben, und dann muss hinten die Null erscheinen, und dann weiß ich, die Rechnung stimmt.

## *1. Zuspielung Geräusche Konto- buchungsmaschine, darüber:*

Der Apparat, an dem Fritz Vogt sitzt, sieht aus wie ein Ausstellungsgegenstand in einem Technikmu-seum. Das Stück erinnert ein wenig an eine Schreibmaschine – allerdings mit einer wesentlich breiteren Walze und einer deutlich kleineren Ta-statur; sie enthält keine Buchstaben, sondern nur Zahlen. Mit dieser Mischung aus Schreibmaschine und Rechenapparat hält Fritz Vogt sämtliche Kon-tenbewegungen seiner Kunden fest. Mit seiner Brille, den grauen Haaren mit Seitenscheitel und seinem Strickpullover sieht der 75-Jährige aus wie ein ausgesprochen jung gebliebener pensionierter Lehrer. Doch Fritz Vogt ist Vorstand der Raiffeisen-bank Gammesfeld – und gleichzeitig der einzige Angestellte. Rund 1300 Konten führt seine Bank in dem kleinen Dorf im nördlichen Baden-Württem-berg, nahe der Landesgrenze zu Bayern. Als einzi-ger Ein-Mann-Betrieb in der deutschen Finan-zwelt ist die Raiffeisenbank Gammesfeld die kleinste Bank Deutschlands. Und sie ist die einzi-ge, in der es keinen Computer gibt:

## *2. Zuspielung Vogt*

Die Maschine hat 13 Speicherwerke, die addiert quer und die addiert längs. Zu der Zeit, als wir das angeschafft haben, war das der letzte Schrei, die modernste im ganzen Bezirk. Am 1.1.68 wur-de die in Betrieb genommen, und war seitdem un-

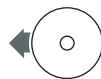
terbrochen in Betrieb. Kann nichts kaputt gehen, weil es mechanisch ist, da fällt nichts ab. Und vor allem: Ich höre, was ich arbeite. Bei einer elektronischen bin ich immer verunsichert, hat sie jetzt geschaltet? Da muss ich immer schauen. Hier (Geräusch), da läuft was, da rechnet was. Jetzt rechnet die Maschine, und das ist so einfach. Kein Wunderwerk – und heute natürlich zum Lachen. Aber sie geht und erfüllt und macht, was wir brauchen, voll ausreichend. Ja.

Neben dem Apparat mit dem Baujahr 1967, der die Konto-Bewegungen festhält, benützt Fritz Vogt noch eine Rechenmaschine aus dem Jahr 1958. Mit ihr arbeitet er am häufigsten:

## *3. Zuspielung Vogt Rechengeräusch, Vogt*

Das ist die Maschine schlechthin, das ist mein Bleistift. Das ist die einfache Rechnung, mit der kann ich nur zusammenzählen und abziehen. Das sind die Überweisungen zum Beispiel, und die muss ich jetzt aufaddieren, und dann geht das jetzt so – und das ist die Endzahl. Das Bankge-schäft besteht eigentlich immer nur im Zu-sammenzählen und Abziehen. Soll und Haben (...)

von  
**Nikolaus Nützel**  
Bayerischer  
Rundfunk,  
25. Januar 2006



*Die Dokumentation des  
Hörfunkbeitrags  
befindet sich auf der  
beiliegenden CD.*



## Torsten Strauß

Geboren: 14. August 1974

Wohnort: Waldlaubersheim

Publizist Torsten Strauß ist seit 2001 Chefredakteur des Wirtschaftsmagazins *initiativ* im Verlag Matthias Ess, Bad Kreuznach.



## Uta Tschakert

Geboren: 18. März 1974

Wohnort: Bad Kreuznach

Die Kulturwissenschaftlerin arbeitete zunächst als Volontärin, seit November 2006 als Redakteurin für das Wirtschaftsmagazin *initiativ* im Verlag Matthias Ess, Bad Kreuznach.

# Regionales Magazin für Führungskräfte *initiativ*

von  
*Torsten  
Strauß und  
Uta Tschakert*  
*initiativ*



37







# Journalistenpreis 2007



Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen in Rheinland und Westfalen

Thema: **Wirtschaft vor Ort**

Der Journalistenpreis würdigt herausragende journalistische Beiträge in Bild, Wort und Ton, die das Thema in seiner regionalen Bedeutung der Öffentlichkeit näher bringen und zwischen dem 1. Januar 2007 und dem 1. September 2007 publiziert wurden.

Informationen und Anmeldeunterlagen unter:  
[www.vr-journalistenpreis.de](http://www.vr-journalistenpreis.de)

**Einsendeschluss:** 15. September 2007

Die Beiträge bitte senden an:  
**Rheinisch-Westfälischer  
Genossenschaftsverband e.V.**  
Presseabteilung  
Dr. Thorsten Weiland  
Mecklenbecker Straße 235-239  
48163 Münster

**Unsere Pressebüros in Rheinland und Westfalen unterstützen Sie gern bei der Recherche.**

**Pressebüro Rhein-Ruhr:**

Ralf Bröker  
Telefon: 02853 956280  
[ralf.broeker@rwgv.de](mailto:ralf.broeker@rwgv.de)

**Pressebüro Münsterland:**

Hans-Peter Leimbach  
Telefon: 0251 7186-141  
[hans-peter.leimbach@rwgv.de](mailto:hans-peter.leimbach@rwgv.de)

**Pressebüro Süd:**

Julia Böing  
Telefon: 0261 13091-11  
[julia.boeing@rwgv.de](mailto:julia.boeing@rwgv.de)

**Pressebüro Südwestfalen  
und östliches Rheinland:**

Karl E. Rinas  
Telefon: 02354 904004  
[karl.rinas@rwgv.de](mailto:karl.rinas@rwgv.de)

**Pressebüro  
Ostwestfalen-Hellweg:**

Rainer Stephan  
Telefon: 05242 908940  
[rainer.stephan@rwgv.de](mailto:rainer.stephan@rwgv.de)

Unter anderem in der Jury:  
Dr. Jochen Fischer (Preisträgerin 2006, WAZ), Harold Heuer (Journalistenschule Ruhr),  
Jürgen Oßmann (Hess-Baesch) und Gregor Spahr (DUJ-NRW)



druckmedien + hörfunk + web + fotografie + film

Der Preis ist mit insgesamt 15.000 Euro dotiert.